

Psychiatrische Pflege – Selbstverständnis, Kompetenzen und Herausforderungen – Hrsg. Stefan Raueiser, Hermann Schmid

Der Leser hat es in dem kürzlich erschienenen Sammelband IMPULSE des Bildungswerks Irsee zur Psychiatrischen Pflege in Deutschland nicht schwer, sich zurechtzufinden. Auf circa 170 Seiten kann einem breit gefächerten Themenspektrum, das in drei Kapitel untergliedert ist, über historische, gegenwärtige und prognostizierte Entwicklungen der Psychiatrischen Pflege informiert werden. Das tut der neugierige Leser in Hinblick auf das enorme Wissen, das in den Seiten schlummert, und der mit Akribie herausgesuchten Fakten zu den Themen, streckenweise etwas mühsam, aber meist relativ unbeschwert.

Der erste Teil beleuchtet Berufsbild und Selbstverständnis der Psychiatrischen Pflege. Im Beitrag von Markus Witzmann, vom Ende des 19. Jahrhunderts ausgehend, werden Veränderungen in historischen Gesamtkontext gesetzt und kritisch unter die Lupe genommen. Präzise Formulierungen und sein klarer Schreibstil erleichtern die Lektüre. So erfährt man, dass es sich bei dem „Wartpersonal“ der damaligen Zeit vor allem um ungelernetes Personal gehandelt hat, die WärtInnen rund um die Uhr zur Verfügung standen, und Fehler streng disziplinarisch behandelt worden wären. Auch das Ansehen der „Irrenpflege“ in Deutschland war schlecht – soziale Unterschiede zwischen „Irren“ und Wartpersonal sind gering gewesen. Zudem habe es im Gegensatz zu Frankreich oder England hierzulande lange gedauert, bis es eine zentrale Wärterschule gegeben hat, Kurse angeboten worden und WärterInnen mehr persönliche Freiheit und gesellschaftliche Anerkennung erhalten haben. Wie es möglich wurde, dass sich die Pflege in der Psychiatrie zur akademisierten psychiatrischen Pflege hin entwickelte, und es zu einer Professionalisierung durch Stärkung der Pflegewissenschaft kam, legt Witzmann ausführlich, auch für den fachfremden Leser verständlich, dar. Auch wird erläutert, welche Qualitätskriterien beispielsweise in den 1980er Jahren in Deutschland vorherrschend waren und heute sind.

Die darauffolgenden Unterkapitel beschäftigen sich mit dem Einsatz wirksamer Sprache in der Pflege, unterhaltsam geschrieben von Sandra Mantz. Es folgt ein Praxisbericht aus der integrierten Psychiatrie von Carola Edsperger, der etwas datenlastig daherkommt. Daran anschließend meldet sich der Herausgeber Hermann Schmid mit einem Beitrag über den Verband der Pflegedienstleitungen psychiatrischer Kliniken in Bayern zu Wort, den er aus guten Gründen als Erfolgsgeschichte präsentiert. Desweiteren geht es im Verlauf des Kapitels um die Pflegekammer in Bayern, die seit Beginn der 1990er Jahre einen polarisierenden Streitpunkt in der Politik bildet. Edith Dürr und Pascale Hildberger-Kirlum zeichnen in diesem Sinne ein eindrückliches Bild einer recht zähen politischen Debatte nach, die bis dato noch nicht abgeschlossen ist. Dass eine Pflegekammer zur „Stärkung der Position der Pflege im Gesundheitswesen“ beitrage und „der Vertretung der beruflich Pflegenden“ diene, davon sind ihre Befürworter in Bayern überzeugt. Dadurch könne den Pflegenden eine „einheitliche starke Stimme in Politik und Öffentlichkeit“ gegeben werden sowie der Berufsstand eine Aufwertung erfahren, heißt es ihrerseits nach Durchführung einer im Jahre 2013 vom Bayerischen Staatsministerium für Umwelt und Gesundheit in Auftrag gegebenen Befragung der beruflich Pflegenden. Viele der Befragten, die sich kritisch äußerten, etwa den Pflichtcharakter der Mitgliedschaft als störend empfanden, seien über das Konzept der Kammer nicht umfassend informiert gewesen, bemängeln die Autorinnen. Es habe sich

zeigt, dass der Informationsgrad von zentraler Bedeutung für die Positionierung Für oder Wider sei. Dürr und Hildberger-Kirlu appellieren daher eindringlich an den Leser, mehr über die Notwendigkeit einer Pflegekammer in Bayern aufzuklären und damit einen wesentlichen Beitrag zur Stärkung des Pflegeberufs zu leisten.

Das zweite Kapitel beschäftigt sich mit den Kompetenzen für die Praxis im Kontext der Psychiatrischen Pflege. Besonders leserfreundlich ist der Beitrag von Katharina Luttenberger, Matthias Schopper, Stefan Först und Stefan Fuchs über die Initiative, Klettern zu einem interaktiven Angebot für psychisch erkrankte Menschen zu machen. Klettern wirke sich positiv auf die Stimmung von Menschen mit Depressionen aus, verbessere das Körpergefühl und damit zusammenhängend das individuelle Selbstvertrauen sowie „selbstwirksames Handeln“. Die einzelnen Phasen der Projektarbeit werden so akkurat vorgestellt, dass es einem lesenden Pfleger problemlos ermöglicht werden kann, das Projekt nachzuahmen. Weitere Themen beinhalten die Adherence-Therapie für eine vertiefte Pflegepraxis, ein lesenswerter Aufsatz von Michael Schulz, oder die mögliche Effektivität oder Gefahr einer Einführung des Intensivbereichs auf einer fakultativ geschlossenen, allgemeinspsychiatrischen Aufnahmestation, was Sabine Flott in wohlgeordneten Gedanken ausführt. Zudem werden die Imaginationsarbeit bei psychogenen Stimmungsstörungen von Yvonne Schneider und die Versorgung traumatisierter Flüchtlinge von Sefik Tagay und Rebecca Heinrich, die hier als Extra eine Tabelle mit häufig verwendeten Vokabeln in Deutsch, Paschtu und Dari-Persisch beigefügt haben, vorgestellt. Ein Beitrag von Hans-Ulrich Neunhoeffler behandelt die Pflege unbegleiteter Flüchtlinge in der Kinder- und Jugendpsychiatrie. Dieser brandaktuelle und daher besonders relevante Aufsatz zeigt, dass der Umgang und die Pflege dieser Kinder ein hohes Maß an Kreativität und Improvisationsfähigkeit erfordert, sich auf PatientInnen unterschiedlichster Traumatisierungen einstellen zu können. Hierbei sei das Engagement der Mitarbeiter in diesem Bereich besonders hoch.

Im dritten und letzten Abschnitt des Buches wird der Fokus auf künftige Herausforderungen gelenkt. David Rester spezialisiert sich in seinem sehr optimistischen Beitrag auf das zunehmende Altwerden in unserer Gesellschaft und den damit verknüpften Aufgaben. Auffällig ist, dass er darum bemüht ist, dem Altwerden möglichst viel Positives abzugewinnen, auch wenn es teilweise für den Leser schwierig sein mag, eine solch unverzagte Sicht zu teilen. So sei es nach Rester falsch, von einem „Wandel“ in Bezug auf das Altern zu sprechen, da dieses Wort zu negativ besetzt sei – auch das Wort „Veränderung“ solle mit der Bezeichnung „Entwicklung“ abgeschwächt werden. Statt von „Überalterung“ sei es angebracht, von einer „Entjüngung“ der Bevölkerung zu sprechen. Rester weiß, dass seine Aussagen teilweise provokant sind. So etwa, wenn er die Frage in den Raum wirft, ob Demenz beispielsweise positiv betrachtet werden könne, wenn es um das Vergessen von Belastungen des Lebens, wie von Verlust und Schmerzen, gehe. Auch seien eine geringe Anzahl von Kindern eine Bedingung moderner Gesellschaften und damit weniger bedrohlich, als gemeinhin angenommen. Der Mensch könne nicht alles haben: eine jugendliche Gesellschaft und eine stabile Bevölkerung, womit Rester auf Bachmaier rekurriert. Gleichzeitig beschönigt Rester keineswegs ausschließlich, sondern stellt offen klar, dass wir weiterhin mit starkem Personalmangel und damit erhöhtem Konfliktpotenzial konfrontiert sein werden. Vor diesem Hintergrund nennt er Lösungsansätze, wenn er beispielsweise eine

veränderte Zusammenarbeit mit den Empfängern und künftigen „Co-Produzenten von Pflegeleistungen“ vorschlägt.

Über Chancen und Risiken einer generalistischen Pflegeausbildung für die psychiatrische Pflege, unter Berücksichtigung historischer Gegebenheiten und daher von besonderem Mehrwert, schrieben Sabine Balzer und Christina Piller. Jürgen Hollick klärt in einem umfangreichen, mit konkreten Fallbeispielen gespickten Beitrag über den Nutzen wissenschaftlicher Arbeit für die psychiatrische Pflegepraxis auf. Besonders lobenswert ist Maria Heuvelmanns Text über die zukünftige Rolle der Bildungsinstitute für die pflegerische Bildung. Heuvelmann hält fest, dass pflegerische Kompetenz aufgrund der „ausgeprägt personalen Aspekte dieses Berufes nur wirksam“ werden kann, „wenn sie direkt mit Betroffenen geplant, ausgeführt und beurteilt wird.“ Es sei falsch, diese Aufgabe, zu bestimmen, wann, wie und unter welchen Umständen Pflege verabreicht werde, weiterhin Technikern und Bürokraten zu überlassen. Wenn dies dennoch weiterhin geschehe, werde die Pflege für das Gesundheitswesen irrelevant. Beispielsweise sei eine Pflege, in denen „Mathematiker berechnen, was die Krankenversicherer bezahlen sollen“ nutzlos, wie eine Mathematik der Pflegenden auch nicht vorschreiben könne, wie die Zahl Pi zu berechnen sei. Heuvelmanns Kernanliegen, die Pflege als umfassende und einzig unabdingbare Profession im Krankenhauswesen zu verankern, ist in den heutigen Zeiten wichtiger denn je.

Fazit: Alles in allem ein überaus lesenswerter, vielschichtiger Sammelband, der aus unterschiedlichsten Blickwinkeln die Psychiatrische Pflege für Laien, Berufstätige und Angehörige von Betroffenen zugänglich macht. Obwohl selbst Basiswissen der Psychiatrischen Pflege aufgegriffen und eingehend erklärt wird, kommt auch der professionell bewanderte Leser durch einen scharfsinnigen, diskursiven Blick auf Belange der Gegenwart, Historie und Zukunft der Psychiatrischen Pflege auf seine Kosten. Auch wenn die Autoren dieses Werkes nicht den namhaften Landespflegepreis erhalten – verdient hätten sie ihn allemal.

Dr. Ayse Cicek